In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 283 **Posen, den 8. Dezember 1929** **3. Jahrg**



(17. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Der Julisonntag war strahlend schön.

Die Wettervoraussagen waren denkbar günstig. Bolle machte gegen 11 Uhr Schluß und rief Schrippe zu sich.

„Schrippe," sagte er zu dem Alten, „wir machen heute und morgen 'nen Ausflug mit dem Auto. Da brauche ich Verschiedenes zum Pickern. Du weißt ja, was dazu gehört. Hier haste 'nen Hundertmarkschein, kauf mal ein. Bring auch eine gute Flasche Asbach oder 'ne andere schöne Marke mit. Laß dir alles gut verpacken, und denn rin in Autokoffer."

„Wird jemacht, Aujust. Aber soll ich den ganzen Hundertmärker klar machen?"

„Natürlich! Un nu tummel Dir! Du kannst dir ja nen Fünfmärker für deine Mühe extra behalten."

Dann telephonierte er nach der Villa, gab dem alten Diener Auftrag, ein rundes Dutzend Flaschen Wein aus dem Keller zu holen, sie gut zu verpacken und sie Josef, dem Chauffeur zu übergeben.

Dann fiel ihm ein, daß er die Zutaten zur Bowle vergessen hatte.

Er öffnete das Fenster und sah eben, wie Schrippe über den Hof schritt.

„Du, Schrippe! Ich habe was vergessen. Wir brauchen auch Zutaten zu 'ner Bowle. Bring sie mit."

„Wird jemacht, Aujust!"

Bolle rieb sich befriedigt die Hände. Alles ging programmmäßig.

Pünktlich um drei fuhr der Wagen vor. Bolle mit Tochter und Karl Große stiegen ein.

Josef schmunzelte über das ganze Gesicht, als er den Motor anließ.

„Wie uff 'ne Brautfahrt!" dachte er und balancierte die Zigarre virtuos von einer Mundecke in die andere.

Der Wagen zog an.

* * *

Der junge Ingenieur, alleinstehend und mit einem guten väterlichen Erbteil gesegnet, erwartet die Gäste, Karl hatte ihm geschrieben.

Multsch war erst knapp Ende der Zwanzig, aber wer ihn nach seinem Leibesumfang taxierte, vergriff sich immer um ein halbes Dutzend Jahre.

Er war ein fröhlicher Geselle, der mit Karl sehr befreundet war. Die beiden Männer waren Sonnenkinder und verstanden sich ausgezeichnet.

Erich Multsch überlas noch einmal die Depesche.

„Komme mit meinem Chef und seiner Tochter, die Sonnabend mit Station bei dir machen wollen. Dein glücklich entlobter Karl."

Was hatte das letzte zu besagen?

Multsch kannte Karls Lebensgeschichte und wußte von der Verlobung mit der Kölner Schauspielerin. War die heimliche Verlobung zurückgegangen?

Und was hatte es zu bedeuten, daß er mit seinem Chef und dessen Tochter kam? Spann sich da was Neues an?

Ungeduldig wartete er.

Im Schweiße seines Angesichts hatte er mit dem alten Gärtner Schladewig, der ihm immer etwas zur Hand ging, wenn er Sonnabends und Sonntags sein Wochenendhaus aufsuchte, Ordnung in dem stattlichen Wochenendhause geschaffen. Sauberkeit war überall.

Blumen standen in allen Räumen, und von dem kleinen Garten her duftete es lieblich nach Rosen und Nelken.

Ganz besonders reizvoll an dem Hause war der Altan, auf dem alles zum Essen hergerichtet war.

Erich Multsch hatte selbst den Kaffee gekocht, der Kuchen stammte aus Berlin, auch einige Flaschen Wein hatte er da.

Die Gäste konnten kommen.

Aber der Zug fuhr ein, und nur Fremde wandelten dem See zu.

Plötzlich schrak er auf.

Der kräftige Ton einer Hupe drang ihm durch und durch.

Und siehe da, das Auto kam näher und näher und hielt vor Multschs Hause.

Herzlich begrüßte der Ingenieur seine Gäste und hieß sie willkommen.

„Sie nehm' es uns doch nicht krumm, daß wir Sie gleich zu dritt überfallen, Herr Multsch?" sagte Vater Bolle.

„Bewahre, Herr Bolle! Ich freue mich schrecklich. Heute soll mal richtig Leben in die Bude kommen."

Das heimelte Bolle an. Er klopfte dem Ingenieur auf die Schulter.

„Sie sind mein Mann! Und . . . spielen Sie Skat?"

„Mit allen Schikanen."

Bolle strahlte.

„Das ist famos. Und 'n schönes Format haben Sie auch. Herr Multsch. Das heimelt mir so an. Sie machen die Schlankheitsmode nicht mit?"

„Nee, nee! Ich möcht schon etwas. Aber . . der Geist ist willig und das Fleisch . . . das schmeckt so gut."

Unter Lachen und Scherzen traten sie ins Haus.

Multsch zeigte ihnen die Räume. Dann legten sie ab und versammelten sich auf dem schönen Altan, der den herrlichsten Ausblick auf den See bot, um Kaffee zu trinken.

Bolle, der sehr empfänglich für Naturschönheiten war, konnte sich nicht satt sehen.

„Nee, haben Sie's hier schön, Herr Multsch! Siehste Grete, das könnten wir doch auch haben. Und noch nie hab ich dran gedacht."

„Was nicht ist, kann noch werden, Papa. Ich mache dir einen Vorschlag: Schenk mir so 'n Wochenendhaus zum Geburtstag."

„Du gehst gleich wieder in die Vollen. Zum Geburtstag . . . dafür ist das zu viel. Aber . . . wennste mal heiratst, da kriegst du so 'n Haus."

Verlegen sah das Mädchen zu Boden.

Der Kaffee mundete allen ausgezeichnet.

Sie machten Multsch Komplimente. Doch er wehrte ab. Das sei keine besondere Leistung. Er habe diesmal ja den Kaffee . . . mit Bohnen gekocht.

Nach dem Kaffee führte Multsch seine Gäste in seinem kleinen Reich herum. Jede Blume wurde bestaunt und von Bolle angerochen.

Dann fuhren sie mit dem Kahn auf den See hinaus.

Und gegen die sechste Stunde saßen die Männer beim Skat, und Grete kiebitzte.

Es war ein fideler Skat mit vielen lustigen Zwischenreden.

Die drei Männer hatten Humor. Und Grete nicht minder.

Sie verstand nicht das Geringste vom Spiel, aber sie amüsierte sich köstlich.

Es war sieben, als Multsch aufsprang und sagte: „Jetzt muß ich mich aber ums Abendbrot kümmern."

Bolle legte die Karten hin und antwortete energisch: „Nee, nee, det duld ich nich, jetzt, wo ich einen so schönen Grand in den Karten habe. Den müssen wir spielen und das Abendbrot . . . Weißte, Grete, haste nich Lust, dich so 'n bißchen als Hausfrau zu betätigen?"

Und sie hatte Lust dazu.

Sie packte zusammen mit dem Chauffeur Josef die Schätze

aus — die Bowle zog schon einige Stunden — und deckte den Tisch. Die Skater mußten flüchten und spielten an einem anderen Tisch weiter.

Schlag halb acht Uhr war alles fertig.

Und nun legten sie die Karten hin und nahmen am Tische Platz. Erich Multsch hielt eine kurze Rede, in der er seiner Freude, die Gäste hier haben zu dürfen, Ausdruck gab. Dann begann ein fröhliches Schnabulieren.

Keinen Augenblick war Stille. Die Scherzworte und Witze flogen herüber und hinüber.

Karl plänkelte mit Grete, die ihm schlagfertig begegnete. Es war aber in allen ihren Worten ein beinahe zärtlicher Unterton.

Eine volle Stunde aßen sie und tranken Bowle. Die war wundervoll und ein wenig schwer. Grete spürte das als erste.

Das Köpfchen wurde ihr etwas schwer. Auch Bolle merkte, daß seine Beine nicht funktionierten.

Multsch stellte das Radio an.

Sie tanzten zu den flotten Weisen des Berliner Senders.

Gegen elf Uhr gingen Bolle und Tochter zu Bett, aber vorher war beschlossen worden, daß man auch den Sonntag zusammensein und zusammen heimfahren wolle.

Karl blieb noch ein Weilchen mit Erich auf.

Sie saßen unter dem von Tausenden und Abertausenden von Sternen übersäten Himmel. Die milde Nacht umfing sie und lullte sie ein, wie einer Mutter Lied die Kinder.

Eine ganze Weile saßen sie stumm.

„Du, Karl, ich muß dich was fragen."

„Und . . .?"

„Was ist mit deiner Braut?"

„Was soll sein! Sie hat kein Talent zum Warten und hat einen andern genommen."

„Das ist bitter! Du hattest sie doch sehr lieb?"

„Das hatte ich. Aber es muß doch nicht das Richtige gewesen sein. Weißt du, so eine Entfernung voneinander ist manchmal sehr segensreich. Da staunt man oft, wie so vieles verblaßt, was erst strahlend schön erscheint. Und so ist es mir mit Magda gegangen."

„So hat es dich nicht sehr getroffen?"

„Eigentlich nicht."

„Dann gottlob! Ich hätte mich geärgert, wenn deine gute Laune zum Teufel gegangen wäre. Es gibt ja so viele Mädels auf der Welt."

Karl schwieg.

Nach einer Weile sagte er: „Du, Erich, gib mir mal deine Laute. Ich habe Lust, ein Lied zu singen."

Erich erhob sich und brachte ihm das Instrument.

Karl stimmte es und begann ein zartes kleines Lied.

Er dachte nicht daran, daß er direkt vor Gretes Schlafgemach spielte, und wähnte sie auch im tiefsten Schlafe. Aber er irrte sich. Nur Vater Bolle schlief tief und fest.

Grete saß wach in ihrem Bett.

Sie lauschte seinem Lied.

„. . . Wenn Du das vollbracht,
daß ein Sonnenstrahl Dir Freude macht,
einer Rose Duft Dir Seligkeit erschließt,
wenn Dich Sturm und Regen nicht verdrießt,
Dann . . . ja dann erst bist Du gut geraten."

So sang er, summte er.

Kein Liebeslied war es, aber Grete fühlte doch, daß die Seele des Mannes aus dem Liede tönte.

Sie öffnete leise das Fenster. Schwüle Blumendüfte strömten in das Zimmer, und es war ihr, als versänke die Welt, als stände sie mitten auf einer blühenden Wiese.

Sie sah den Mann nähertreten.

Stumm und zart. Er faßte ihre Recht und sagte zärtlich: „Noch nicht eingeschlafen, Fräulein Grete?"

Doch sie antwortete nicht. Ihr Herz schlug stürmisch. Sie hatte nur den einen Gedanken: „Nimm . . . mich in deine Arme. Sage mir, daß du mich lieb hast."

Doch der Mann sprach diese Worte nicht.

Aber er strich ihr plötzlich über das eigenwillige, gelockte Haar, und da . . . Seligkeit übermannte sie . . . da fühlte sie seinen Mund auf dem ihren.

Mit geschlossenen Augen stand sie und kostete in diesem Augenblick alle Wonnen des Kusses aus.

Nur einmal küßte er sie.

Dann hörte sie wie aus weiter Ferne seine Stimme: „Gute Nacht, Fräulein Grete. Seien Sie mir nicht böse."

Dann sah sie, wie er langsam die Stufen hinunterschritt und im Dunkel der Nacht verschwand.

„Böse sein? — Wenn du ahntest, Karl Große, welche Seligkeit du in ein Mädchenherz gesenkt hast!"

* * *

Am nächsten Morgen war es Grete, als habe sie geträumt.

Aber sie sann nicht darüber nach, ob das Nachterlebnis Wirklichkeit oder Traum gewesen war. In ihrer Seele war ein so felsenfester Glaube an das Glück, daß jeder Zweifel erstickt wurde.

Und der Jubel ihres Herzens war in ihren Augen.

Karl sah das Leuchten ihrer Augen. Er erkannte, daß die Liebe in ihr erwacht war, so wie sich die Knospe öffnet, um zu blühen, zu gedeihen.

Er war sich in der Nacht klar darüber geworden, daß er Grete liebte, aber auch darüber, daß er als armer Teufel — denn das war er denn doch noch — nicht um sie werben konnte.

Aber sie war gewiß aus anderem Holze geschnitzt als Magda.

Sie würde in gläubiger Liebe auf ihn warten.

Bereits früh um die siebente Stunde saßen sie am Kaffeetisch und plauderten munter.

Auch Bolle sah, daß eine Wandlung mit dem Kinde vorgegangen war. Wie leuchteten die Augen, und wie silberhell und jubelnd war ihr Lachen! Innigkeit ohnegleichen strahlte das Mädchen aus. Das war nicht mehr die blasierte Dame von Welt. So konnte nur ein liebendes Weib sein. Und es schien auch Vater Bolle, als sei Karl Große ein anderer geworden, als verrieten seine Augen, wenn sie auf Grete ruhten, mehr als herzliche Sympathie.

„Was gibt's denn zu Mittag?" erkundigte sich Grete lächelnd. „Ich muß dringend bitten, daß mich die Herren mit dem Kochen und Braten beauftragen. Denn ich muß doch als Hausfrau in diesem Kreise gelten."

„Kommen Sie, Fräulein Bolle!" sagte Multsch begeistert. „Ich werde Ihnen feierlich den Kochlöffel als Zeichen Ihrer Würde überreichen."

Und so geschah es.

Grete band sich eine Schürze vor, die sonst Multsch um seinen strammen Körper wand, und richtete sich in der Küche gemütlich ein.

Josef wurde ihr zur Hilfeleistung befohlen, und er stellte sich sehr geschickt an. Grete gab ihrer Bewunderung darüber Ausdruck.

„Ja, Fräulein Bolle, meine Braut hat mir jut jezogen. Emma is 'n Stubenmädchen bei den jroßen Jeheimrat von Polzler, un wenn ick ihr besuche, dann spannt sie mich immer mit an."

„Da erzieht Sie Ihre Braut sozusagen zu einem nützlichen Mitglied der Menschheit?"

„Det tut se! Aber . . . nur sozusagen, denn im Grunde jenomm bild ick mir ein, daß ick dat schon bin. Aber es macht mir man Spaß bei Emma'n. 'N ganz hübsches Mädchen, Fräulein Bolle. Zwee Jahre älter wie Sie, aber mindestens zwanzig Kilo schwerer."

„Also eine gewichtige Persönlichkeit!"

„Un ob sie das ist! Wo Emma hinhaut, da wächst keen Schnittlauch mehr. Nee, nee, Energie hat Emma im Leibe, manchmal 'ne Elle zu viel."

Und während er munter schwadronierte, trocknete er Teller und Schüsseln ab, so daß es wie das Brezelbacken ging.

* * *

Die drei Männer saßen wieder beim Skat. Pafften friedlich ihre Zigarren, um sich wie die Wilden zu reizen.

Eben hatte Multsch einen haushohen Grand und reizte 40 — 60 — 80 — aber weiter konnte er nicht, und Karl Große hatte eine fulminante Revolution mit 92 in der Hand.

Multsch schwitzte Blut.

Schon wollte er Karl das Spiel lassen, da hörten alle den durchdringenden Ton einer Autohupe.

Und schon sahen sie ein Auto näherkommen.

Bolle sah hin und fuhr zusammen.

„Wenn det nich meine Frau ist . . . da soll! Det is ihr feuerroter Autoschleier. Allmächtiger, wat machen wir? Die kann uns den ganzen schönen Tag vermasseln."

„Rasch verstecken!" riet Karl. „Erich, sage ihnen, daß wir weitergefahren sind. Das Auto können sie ja nicht erkennen."

Und Bolle und Karl flüchteten ins Haus.

Multsch strich die Karten zusammen.

Das Auto hielt vor dem Hause. — —

(Fortsetzung folgt).

Meine Reise ins Morgenland.

(4. April — 14. Mai 1929.)

Von Domherr Professor Dr. Steuer.

12. Fahrt nach Jerusalem; die Kirche des hl. Grabes.

Um 6.45 Uhr ging der Zug nach El-Kantara am Suez-Kanal ab. Der Kanal, dessen Anlegung eine gewaltige Verkürzung des Seeweges zwischen Abend- und Morgenland bedeutet, wurde schon von Napoleon I. geplant und schließlich 1859—1869 mit einem Kostenaufwand von 480 Millionen Mark von der Suez-Kanal-Kompagnie gebaut. Seine Länge beträgt 168 Kilometer, seine Breite an der Sohle 45—100 Meter und am Wasserspiegel 95—160 Meter; außerdem sind noch in der Nähe der Stationen Ausweichstellen für die großen Dampfer angelegt. Die Tiefe beträgt gegenwärtig 11—12 Meter; es ist aber noch eine weitere Vertiefung geplant. Der Kanal hat keine Schleusen. In El-Kantara verließen wir den Zug und begaben uns zur Fähre, um auf das asiatische Ufer überzusetzen. Die Wartezeit vertrieb uns ein kleiner Junge, der sich darin gefiel, die Waren seines Kastens mit schriller Stimme anzupreisen. Bald waren wir auf asiatischem Boden angelangt und konnten ohne Gepäckrevision um Mitternacht den Zug nach Jerusalem besteigen. Diese Palästinabahn ist erst während des Krieges angelegt worden und führt in 9½ Stunden über die alte Philisterstadt Gaza und Ludd (Lydda) nach Jerusalem. Obgleich wir zu 6 Personen im Abteil saßen, scheine ich doch während dieser ersten Nacht auf asiatischem Boden ziemlich viel Schlaf in die Augen bekommen zu haben.

Als wir Dienstag, den 23 April erwachten und uns in der Gegend zu orientieren versuchten, erblickten wir trostloses, sandiges Land mit vielen Kaktushecken; bisweilen kam uns auch das Mittelländische Meer zu Gesicht; denn der Eisenbahnstrang geht bis Gaza ziemlich dicht am Meere entlang. Hinter dieser Stadt wurde die Gegend freundlicher und fruchtbarer; wir sahen auch Weinberge. In Lydda, wo der hl. Petrus den gichtbrüchigen Aeneas geheilt hat (Apg. 9, 31—35), wurde unser Zug auf das aus Jaffa nach Jerusalem führende Gleis gebracht, und dann ging es nach Osten, Jerusalem entgegen. Bald wurde es zu beiden Seiten der Eisenbahn recht gebirgig; der Zug mußte ein langsames Tempo einschlagen, er schlich und keuchte die Höhe hinauf. Die Vegetation wurde dementsprechend wieder spärlich; nur hier und da sahen wir einen Baum auf den Bergen; auch grasbestandene Flächen und besonders viel Mohnblumen; an ausgetrockneten Flußbetten kamen wir vorüber und an romantisch gelegenen Terrassen, die vielleicht zum Weinbau benutzt werden. In Jerusalem trafen wir mit bedeutender Verspätung erst gegen 12 Uhr auf dem im SW. der hl. Stadt gelegenen Bahnhof ein; von hier fuhren wir sofort im Auto nach unserem im NW. gelegenen Standquartier Notre Dame de France, wo wir recht gut untergebracht waren, vorwiegend in Einzelzimmern. Bischof Okoniewski las sofort zur Feier unser Ankunft eine hl. Messe. Nachdem die Pilger sich im Speisesaal von den Anstrengungen der Reise erholt und sich gestärkt hatten, zogen wir in feierlicher Prozession — der polnische Konsul hatte sich uns angeschlossen — unter kirchlichen Gesängen zur Grabeskirche. Angenehm berührte es, daß das Publikum der Prozession mit Aufmerksamkeit und Achtung begegnete. In der Basilika wurden wir von dem Vize-Kustos des hl. Grabes in französischer Sprache mit einer begeisterten Rede begrüßt; seine Ansprache wurde von Bischof Okoniewski verdolmetscht. Darauf fand sofort eine nähere Besichtigung der Grabeskirche statt; auch wir wollen ihr, der heiligsten Stätte der ganzen Christenheit, eine eingehende Schilderung widmen.

Ich bemerke zunächst, daß die Kirche des hl. Grabes nicht nur den Platz in sich birgt, wo der Heiland begraben wurde und wieder auferstanden ist — der letzteren Tatsache wegen nennen sie die Griechen die Auferstehungskirche —, sondern auch die Kreuzigungsstätte, d. h. den Hügel Golgatha oder Kalvaria; daraus ergibt sich, daß die Kreuzigungsstätte natürlich höher liegt als das hl. Grab; in der Tat steigt man zur ersteren auf 18 Stufen hinauf. Um ein Bild von der Kirche zu gewinnen, dürfte es am besten sein, im Geiste sich durch sie hindurchführen zu lassen. Vor dem Hauptportal liegt ein mit Steinen bedeckter quadratischer Platz, nicht ganz so groß wie der Domplatz in Posen; hier werden von den verschiedensten Konfessionen Andachtsgegenstände zum Kaufe angeboten. Das Hauptportal ist eigentlich ein Doppelportal, dessen rechte Hälfte vermauert ist; über diesem Doppelportal sieht man in der Mauer zwei große Fensteröffnungen, die vollständig dem Eingangsportal nachgebildet sind. Wir treten durch die Tür in die Kirche ein und sehen zunächst zur Linken auf einem Teppich einige Mohammedaner sitzen; sie sind leider noch immer die Wächter der Grabeskirche; sie schließen sie morgens in der Frühe auf und abends um 6 Uhr zu. Geradeaus gehend kommen wir zum Salbungsstein, auf dem der Leib des Herrn, nachdem er vom Kreuze herabgenommen war, vor dem Begräbnis gesalbt wurde. Der Stein ist eine rechteckige, in den Boden eingelassene, von hohen Leuchtern umgebene schwarze Marmorplatte; von der Decke hängen eine Anzahl Ampeln herab. Nun steigen wir rechts davon die Treppe hinauf nach Golgatha, dem hochheiligen Orte, wo das Blut des Erlösers geflossen ist. Es mag hier gleich erwähnt werden, daß von nichtkatholischer Seite die Echtheit der von den Katholiken als heilige Orte bezeichneten Stätten vielfach bestritten wird. Ich kann hier natürlich nicht einen Beweis ihrer Echtheit führen. Jedoch sind die Ueberlieferungen in bezug auf die hl. Stätten meist so alt und andererseits die Einwände und Beweise der Gegner nur von größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit, so daß man in keinem Fall gezwungen ist, die alte Ueberlieferung preiszugeben. Dies gilt auch von der Stätte der Kreuzigung des Herrn. Man hat darauf hingewiesen, daß nach der hl. Schrift die Schädelstätte außerhalb der Stadt gelegen war, die Grabeskirche aber doch ganz innerhalb der Stadt liegt. Um diesen Einwurf würdigen zu können, muß man natürlich wissen, welchen Verlauf die Stadtmauer zu Jesu Zeiten hatte. Lange Zeit war man darüber im Unklaren, bis man i. J. 1883 bei Ausgrabungen auf einem bei der Grabeskirche gelegenen russischen Terrain auf eine Mauer stieß, von der der verdiente deutsche Jerusalemsforscher Baurat Schick nachwies, daß dies zu Jesu Zeiten die Stadtmauer war und daß sie zwar nahe am Kalvarienberge vorüberführte, ihn aber ausschloß. Dieser Befund bestätigt also die jahrhundertlange Anschauung, daß die Grabeskirche die Stätte der Kreuzigung sei. Es ist ja eigentlich auch undenkbar, daß den Christen die Ueberlieferung von der Kreuzigungsstätte je aus dem Gedächtnis geschwunden sein könnte. Zwar hat Kaiser Hadrian, um ihnen dieses Gedächtnis zu nehmen, das Grab verschütten, den Boden nivellieren und hier einen Venustempel bauen lassen, aber gerade dadurch wurde der Ort dem christlichen Gedächtnis um so besser eingeprägt. Darum konnte auch zur Zeit Konstantins der Venustempel sofort zum Ausgangspunkt der Nachforschungen gemacht werden. Wenn damalige Schriftsteller es ein Wunder nennen, daß dabei das hl Grab wieder aufgefunden worden sei, so wollen sie damit nicht sagen, man hätte den Ort der Grablegung vergessen, sondern nur ihrer Verwunderung Ausdruck geben, daß das hl. Grab von der Nivellierungsarbeit Hadrians verschont geblieben sei. In neuerer Zeit will man einen Hügel, der in der Nähe des Damaskustores am Wege nach Jericho liegt und deutlich die Form eines Schädels zeigt, als den wahren Golgatha bezeichnen und ein Grab im anstoßenden Garten als den Schauplatz der Auferstehung. Man stützt sich jedoch dafür nur auf Vermutungen, zumal auf eine so unwahrscheinliche, daß Konstantin die Grabeskirche, um ihr mehr Schutz innerhalb der Mauern zu geben, absichtlich nicht an jener Stelle des Venustempels am Damaskustor errichtet habe, sondern eben dort, wo sie heute steht. Aber mit welchem Rechte hätte dann die Kirche Grabes- bzw. Auferstehungskirche genannt werden können? Das hätte doch nur eine Kirche zum Andenken an den Tod und die Auferstehung des Heilands sein können, niemals aber die Grabeskirche. Darum können wir den neuzeitlichen Theorien gegenüber nichts Besseres tun, als an der jahrhundertelangen Tradition festzuhalten. Sehen wir uns darum ein wenig in der Kreuzigungskapelle um Links steht ein den Griechen gehöriger Altar; ein silberner Stern darunter zeigt den Ort, wo das heilige Kreuz gestanden hat; gleich den übrigen haben auch wir mit heiliger Rührung uns über diese Stelle zum Kusse gebeugt. Nicht weit davon ist der Felsenspalt, der bei dem Tode des Herrn entstand; legt man die Hand hinein, so berührt man den Felsen, der auf Kalvaria selbst mit Marmor bekleidet ist, jedoch in der darunter liegenden Adamskapelle, in welcher sich das Grab Adams befunden haben soll, frei zutage tritt. Neben der Kreuzerhöhungsstätte befinden sich nach rechts an derselben Wand zwei den Lateinern gehörende Altäre; der linke ist der schmerzhaften Mutter geweiht, die dort das Trosteswort ihres göttlichen Sohnes hörte: Weib, siehe da deinen Sohn; Sohn, siehe da deine Mutter; hier war es auch, wo sie den entseelten Leib ihres Sohnes auf dem Schoße hielt. Der rechte Altar befindet sich an der Stätte, wo der Heiland seiner Kleider beraubt und an das Kreuz genagelt wurde; ein paar Schritte zurück steht ein Tisch, an dem die Priester, die hier die heilige Messe lesen wollen, die heiligen Gewänder anlegen. Diese nur von spärlichem Lichte erleuchtete Kreuzigungskapelle war mir die liebste Stätte innerhalb der Grabeskirche; denn hier herrscht wenigstens Ruhe, während in der übrigen Kirche die Andacht durch das Sprechen, ja den Lärm der Besucher gestört wird. Es ist ergreifend, hier die Pilger der verschiedensten Konfessionen und Nationen in Andacht versunken zu sehen; bisweilen hört man Seufzen und Stöhnen, in dem sich die Seele freimachen will von lastender Schuld oder ein großes Anliegen dem gekreuzigten Heiland mit Inbrunst zur Erhörung vorträgt. Selbst Prof. von Soden, der wie alle übrigen Protestanten an der Festlegung und Verehrung der hl. Stätten sich stößt, kann sich in seinem Büchlein: Palästina und seine Geschichte (Teubner 1904, Seite 88) des Eindrucks dieser Andacht nicht erwehren. Er schreibt darüber: „Ich kam auch zu der sogenannten Kapelle der

Kreuzigung. Sie war so von russischen Pilgern gefüllt, daß sich nieamnd bewegen konnte . . . Alle schauten sie leuchtend-feuchten Auges voll Inbrunst nach dem unter lauter Diamanten und Rubinen am Kreuz hängenden Christus. Nichts von Neugier oder Schaulust, alles Andacht, Totenstille. Mit einem Male erhebt aus der Menge heraus wie traumumwoben sich eine Frauenstimme. Sie stimmt ein russisches frommes Lied an. Die Menge fällt ein; der Ton wächst, vielstimmig verschlingen sich die Klänge in wundervollen Harmonien. Aber alles weich, zart, innig, als seien es unbewußt-klingende Seelen, die von allem Erdenstaub frei geworden. Da schied ich mit freundlicheren Empfindungen. Wir Menschen brauchen einmal Anhaltspunkte, Anregungsmittel für unser Gemütsleben. Und ob sie in der Art, wie sie hier geboten werden, uns anderen nicht genügen und von zweifelhaftem Recht erscheinen, wenn sie so befreiend und verklärend auf ein für sie empfängliches Kindesgemüt wirken, so haben sie darin ihr Existenzrecht."

(Fortsetzung folgt.)

Adventszeit.

Ein merkwürdiger Glanz liegt über den Adventswochen. Kurz sind die Tage, das Wetter ist meist trübe und feucht. Welche Fülle von Freude und Kraft muß da in dem kleinen Wort „Advent" schlummern, daß es imstande ist, das trostlose Grau des beginnenden Winters zu durchdringen, zu erleuchten. Die ganze Poesie der Vorweihnachtszeit liegt in diesem Wort.

Mit dem ersten Adventssonntag erwachen die Gedanken der Weihnachtsvorbereitungen. Die Kleinen grübeln über ihren Wunschzettel, und die Großen überschlagen den Etat. Wie tief wird man in die Tasche greifen dürfen? Aber die kühlste Rechenkunst wird in diesen Wochen zuschanden; die blasse Theorie wird vom praktischen Leben erschlagen. Die Lust am Schenken ist schließlich doch stärker als alle rechnerische Ueberlegung. Die Auslagen der Läden tun das Ihrige, die Gedanken und Wünsche auf immer neue Dinge zu bringen. Tausend praktische und überflüssige Dinge locken die Frauenaugen, Spielzeugausstellungen bannen die Schaulust der Kinder. Und über allen Auslagen grüßt schon Tannengrün, übergoldet von Kerzenschimmer und buntem Christbaumschmuck. Bequem ist es wahrlich denen gemacht, die mit gefülltem Beutel nur in den Laden zu gehen brauchen und allenfalls die Qual der Wahl haben. Mühevollere Stunden stehen denen bevor, die an der alten Sitte festhalten, ihre Weihnachtsgeschenke mit eigener Hand zu fertigen. Da gibt es durchwachte Abende und rote Augen, besonders wenn man nicht zeitig genug mit den Arbeiten begonnen hat.

Fast sind diese erwartungsfrohen Adventswochen schöner als Weihnachten selbst. Denn die wirkliche Feststimmung wird heute durch den allgemeinen Trubel in den letzten Tagen vor dem Fest derartig beeinträchtigt und in ein Gefühl der Ermattung umgewandelt, daß manche gute Hausfrau am Festabend selbst dicht vor dem Zusammenbruch ihrer Kräfte steht.

Eine schöne Sitte ist das Aufhängen eines Adventskranzes. Ein kleiner dichter Kranz aus Tannengrün, mit Wachskerzen und Lametta geschmückt, wird an roten oder silbernen Bändern unter der Hängelampe befestigt. An den Adventssonntagen werden die Kerzen angezündet, und bei Pfefferkuchen, Aepfeln und Nüssen strömt Vorweihnachtsfreude in jedes Herz. Gedanken und Gefühle werden in uns wach, die das ganze Jahr über verschüttet lagen und deren wir uns sonst vielleicht schämen würden. Nie sind Kindheitserinnerungen in uns so lebendig wie zur Weihnachtszeit. Fast werden wir selbst wieder zu Kindern, wenn der Duft der Kerzen und des Tannengrüns in uns einen unbezwinglichen Appetit auf Pfefferkuchen, eine unbezähmbare Lust zum Nüsseknacken weckt. Was für eine herrliche Zeit waren doch früher die Wochen vor Weihnachten. Der Wunschzettel durfte geschrieben werden — damit fing es an —, endlich durften geheimste, unbescheidenste Wünsche unserer Kinderherzen ausgesprochen werden. Mit prickelnder Neugier stand man dann an der verschlossenen Tür des Weihnachtszimmers, in dem fast alle Pakete verschwanden, die die Eltern von ihren häufigen Besuchen beim Weihnachtsmann heimbrachten. Durchs Schlüsselloch suchte man einen verbotenen Blick zu tun. Der bloße Anblick sorgsam eingewickelter Pakete war aufregend, und das Weihnachtslied „Morgen kommt der Weihnachtsmann" mußte sich drei Wochen vor Weihnachten alle möglichen Ummodelungen gefallen lassen, die bestimmt nicht zu seinem Rhythmus paßten. Herrlich waren auch die Weihnachtsarbeiten, mit denen man die Eltern, Großeltern und Tanten überraschen wollte. So wichtig fühlten wir uns unter der Last der Verantwortung, daß auch ja alle Arbeiten zur Zeit fertig wurden und vor den Augen der mit ihnen Bedachten ängstlich verborgen blieben. Und dann das Weihnachtsbacken! Mit welchem Eifer waren wir dabei, die großen Pfefferkuchenbleche mit Nüssen und Mandeln zu verzieren, den ausgerollten Teig zu kleinen Herzen, Sternen, Pfefferkuchenmännern und Kringeln zu formen. Lieblich zog der Duft des frisch gebackenen Honigkuchens in unsere Nasen.

Die Zeit des Wunschzettelschreibens ist vorbei, heute ist man selbst Weihnachtsmann, heute fühlen wir, daß Gebendürfen seliger ist denn Nehmen. Nur selten noch sind es Weihnachtsarbeiten, mit denen man seine Lieben beglückt, praktische Dinge stehen an erster Stelle. Und doch, auch im Einkaufen der passenden Geschenke liegt ein großer Reiz, und wenn wir endlich nach langem Suchen etwas gefunden haben, von dem wir bestimmt wissen, daß es seinem zukünftigen Besitzer Freude machen wird, dann können auch wir kaum die Zeit bis Weihnachten erwarten. Ein verborgenes Schrankfach nimmt ein Päckchen nach dem anderen auf, die hier geduldig warten, bis sie Weihnachten hervorgeholt werden, und mit Tannenzweigen und Silberbändern hübsch verziert unter den Weihnachtsbaum wandern.

Der holde Zauber dieser Vorweihnachtswochen füllt uns an mit Liebesorgen für die uns nahestehenden Menschen, zu keiner anderen Zeit des Jahres sind wir so uneigennützig, so opferbereit. Die Lust am Schenken erfaßt uns wie ein beseligender Rausch. Und wer im eigenen Hause nichts zu tun finden sollte, auf den warten die vielen, denen am Heiligen Abend kein Tannenbaum mit Lichtern geschmückt wird, daß gütige Hände und Herzen ihrer Not an diesem Abend Linderung bereiten.

Anni Krekow.

Aus unserem Raritätenkasten.

103.

Um 1800 wurden in Europa nach einer Berechnung Alexander von Humboldts 3 500 000 Zentner Zucker verbraucht, das macht 3 bis 4 Pfund auf den Kopf der Bevölkerung. Heute beträgt der Durchschnittsverbrauch in Deutschland auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 40 Pfund, das ist nur möglich geworden durch die Gewinnung von Rübenzucker, die seit ungefähr 1850 bei uns in steigendem Maße eingesetzt hat, nachdem die erste Runkelrübenzuckerfabrik bereits 1801 in Schlesien errichtet worden war.

104.

In der „guten alten Zeit" mußten Schiffe, die auf dem Main fuhren, allein auf der Strecke zwischen Bamberg und Mainz 33 mal Zoll bezahlen.

105.

Bis zum 11. Jahrhundert pflegte man die Füße nur mit einer Art Binde zu umwickeln, erst dann kamen die Strümpfe auf.

106.

In Holland geht eine unverheiratete Dame stets an der rechten Seite eines Herrn, eine verheiratete jedoch an dessen linker Seite.

107.

Die Kohlenfelder in England werden nach ca. 600 Jahren völlig erschöpft sein, die in Westfalen reichen noch gegen 1150 Jahre.

108.

Die Wüste Sahara umfaßt eine Fläche von 5800 Quadratkilometern.

109.

Ein Strauß liefert während seine ganzen Lebens bis 200 Kilogramm Federn.

110.

In Florida gibt es einen sogenannten „Seifenbaum", der jetzt mehr und mehr wissenschaftlich ausgenutzt wird. Der Baum trägt Beeren, und das Fleisch dieser Beeren schäumt und reinigt genau so schön wie fabrizierte Seife. In China sind diese Seifenbeeren schon ganz allgemein im Handel.

Fröhliche Ecke.

Gespräch um die Zulage. „Sie wollten mir doch eine Zulage bewilligen, Herr Chef?" — „Jawohl — wenn ich mit Ihnen zufrieden bin." — „Sind Sie denn mit mir nicht zufrieden?" — „Nein, weil Sie Zulage verlangen."

*

Ein Phänomen. „Hier sehen Sie Goethes Schädel!" — „Und der kleine Schädel?" — „Goethe als Kind!"

*

Gauner unter sich. „Det is ne wirklich jute Fotografie von mir. Und kolossal ähnlich, wat?" — „Kann ick nich finden. Du hast ja die Hände in deine eijenen Taschen."